



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Die Seelenfängerin**

Roman

**Sacher-Masoch, Leopold von**  
**Jena, 1886**

13. Die Krankenpflegerin

**urn:nbn:de:hbz:466:1-42085**

### 13. Die Krankenpflegerin.

„Aus der Hölle kommt mir der Gedanke.“  
Silvio Pellico.

Dragomira war eben erwacht, als Sergitsch mit einer wichtigen Botschaft erschien. „Sie müssen auf der Stelle fort, gnädiges Fräulein,“ sprach er, „es ist eine Angelegenheit von größter Wichtigkeit, welche Apostol nur Ihnen allein anvertrauen will, Ihrer Klugheit und Ihrer Entschlossenheit. Sie werden als Krankenpflegerin unsrer Brüderschaft heute noch nach Mischkoff zu Frau Samaty, einer älteren, alleinstehenden Witwe fahren. Sie ist am Nervenfieber erkrankt. Fürchten Sie sich vor Ansteckung?“

„Nein, ich fürchte nichts, ich weiß jetzt, daß der Himmel meiner bedarf, und ich bin überall in Gottes Hand.“

„Also, kommen Sie.“



„Lassen Sie mir nur zwei Minuten Zeit, mich anzukleiden.“

Sergitsch verließ das Zimmer, und in wenigen Augenblicken trat Dragomira vollkommen reisefertig heraus. Nachdem sie Cirilla verschiedene Weisungen gegeben hatte, verließ sie mit Sergitsch das Haus und begab sich zu ihm, um dort das Gewand und das weiße Kopfstuch einer Krankenpflegerin anzulegen. Sie sah auch in diesem Nonnenkleid befremdend schön aus, vor Allem bekam ihr strenger Kopf etwas Mildes, Madonnenhaftes. Nachdem Sergitsch sie in einen großen Fuchspelz, den er für sie bereit hielt, eingehüllt hatte, übergab er ihr ein versiegeltes Schreiben, das sie erst an Ort und Stelle zu öffnen hatte, hob sie in den bereitstehenden Wagen, dessen Pferde der Bauer Doliwa, einer seiner Vertrauten, lenkte, und Dragomira verließ Kiew, um auf einer grundlosen, kothigen Landstraße durch eine öde, nur von Krähenschaaren und verkrüppelten Weiden belebte Gegend nach dem Orte ihrer neuen Bestimmung zu eilen.

Dragomira kam Mittags an, wärmte sich ein wenig, öffnete das Schreiben Apostol's, las es zweimal mit großer Aufmerksamkeit und steckte es dann in den Ofen. Als sie sicher war, daß



die letzten Stücke verkohlt waren, trat sie leise in das Zimmer der Kranken.

Es war ein weiter Raum, nur mäßig erhellt, da die dunkeln Vorhänge zugezogen waren, und mit einem schweren, betäubenden Geruch erfüllt.

Dragomira begann damit, daß sie die Vorhänge zurückschlug und das Fenster öffnete.

„Der Arzt hat es auch gesagt,“ murmelte die Alte, die an dem Bette saß, „aber wir haben es nicht gewagt.“

Die Kranke schlug die Augen auf, stützte sich auf den linken Arm und sah Dragomira verwundert an. Es war eine Frau von etwa vierzig Jahren, hager, mit eingesunkenen Wangen, wirrem, rothschimmerndem Haar und großen, grauen, geisterhaften Augen, mit denen sie das Mädchen, das gelassen vor ihr stand, zu durchdringen schien.

„Wer sind Sie?“ fragte sie.

„Die Krankenpflegerin aus Kiew.“

„Gut. Es ist mir lieb. Und wie nennt man Sie?“

„Schwester Warwara.“

„Ach! Diese Hitze.“

„Es ist das Fieber,“ sagte Dragomira, „aber



Sie werden sich jetzt leichter fühlen, denn ich habe das Fenster geöffnet.“

„Ich danke, das Licht thut wohl, ich lag wie in einem Grabe. Man wird mich doch nicht lebendig in die Erde senken? Es ist Zeit bis ich sterbe. Muß ich denn sterben?“

„Ich hoffe, mit Gottes Hülfe werden wir der Krankheit Herr werden,“ erwiderte Dragomira.

„Ja, Sie hat mir Gott gesendet,“ murmelte Frau Samakly, „so sehen seine Engel aus.“ Sie ergriff Dragomira's Hand und küßte sie, dann sank sie in die Kissen zurück und kehrte das Gesicht zur Wand.

Dragomira schickte die Alte fort und nahm ihren Platz an dem Krankenlager ein. Sie hatte jetzt nur eins vor Augen, ihre Pflicht zu thun, und sie erfüllte dieselbe mit aller Aufopferung, sie scheute vor nichts zurück, vor keiner noch so niedrigen Dienstleistung; täglich gegen Abend kam der Arzt, und was er verordnete, befolgte Dragomira gewissenhaft und eifrig. Tag und Nacht wich sie nicht von dem Lager der Kranken, sie nahm sich keine Zeit, etwas zu genießen, und dabei blieb sie stets ruhig, geduldig und guten Muthes.

Es war in der dritten Nacht, als Frau Samakly,



die seit vielen Stunden in wahnsinnigen Fieberphantasien gelegen hatte, plötzlich zu sich kam, mit großen, erstaunten Augen um sich blickte und dann Dragomira's Hände ergriff.

„Es steht schlecht mit mir,“ flüsterte sie, „sagen Sie mir die Wahrheit.“

„Der Arzt ist mit dem Verlaufe der Krankheit bis jetzt ganz zufrieden.“

„So — aber es wäre doch vielleicht gut, einen Priester holen zu lassen.“

„Wenn Sie es wünschen.“

„Auch habe ich noch kein Testament gemacht. Der Mensch soll jederzeit bereit sein, er weiß nicht, wann Gott ihn abberufen wird.“

„Wenn Sie es wünschen, bin ich bereit zu schreiben, was Sie mir diktiren werden.“

„Es hat noch Zeit, glauben Sie nicht?“

„Gewiß.“

„Ich möchte nicht sterben.“

Dragomira lächelte.

„Warum lächeln Sie?“

„Weil ich nicht verstehe, wie man den Tod fürchten kann, ebenso wenig wie die Liebe zum Leben, welche die meisten Menschen haben. Ich würde das meine sofort für das Ihre hergeben.“

„Weil Sie ein Engel sind.“



„Nein, weil ich die Ewigkeit höher achte als diese Spanne Zeit hier auf Erden. Jeder Schritt, den wir hier thun, kann uns Verderben bringen, denn überall liegen die unsichtbaren Schlingen der Sünde.“

„Wahr, nur zu wahr.“

„Nur Buße kann uns Vergebung, nur der Tod Versöhnung bringen.“

„Doch Sie — so jung — so schön — Sie wünschen zu sterben?“

„Ja, ich sehne mich nach dem Tode,“ erwiderte Dragomira, „aber nicht der Zufall soll mich morden, ich möchte freiwillig mein Leben hingeben, wie die heiligen Märtyrer.“

„Sie glauben, daß dies unsrer Seele Rettung bringen kann?“

„Das Opfer, das freudig am Altar fällt, verfühnt den ewigen Richter.“

„Sie können Recht haben.“

Der Morgen brach an. Nachdem Frau Samakj einige Zeit geschlummert hatte, erwachte sie, nahm Arznei und sah dann Dragomira forschend an. „Ich will einen Priester haben,“ lispelte sie.

„Sofort?“

„Sofort.“

Dragomira sandte nach dem Pfarrer.



Die Kranke beichtete und empfing das Abendmahl. Als der Priester sie verlassen hatte, fühlte sie sich wohl und plauderte heiter mit Dragomira.

„Rathen Sie mir,“ sagte sie endlich, „wen soll ich zum Erben einsetzen? Ich habe nur noch entfernte Verwandte, und diese haben übel genug an mir gehandelt, wäre es nicht besser mein Vermögen irgend einer frommen Anstalt zuzuwenden?“

„Ohne Zweifel,“ erwiderte Dragomira, „diesen Gedanken hat Ihnen Gott eingegeben. Machen Sie ein Testament zu Gunsten unsrer Brüderschaft, welche Hungrige speist, Nackte bekleidet und Kranke pflegt. Sie erweisen damit vielen Tausenden Wohlthaten bis in die fernste Zukunft.“

„Ja, das will ich thun, bringen Sie Papier und Tinte.“

Dragomira that, wie die Kranke ihr geheißen hatte, und diese begann ihr zu diktiren. Nachdem das Testament fertig war und Dragomira dasselbe nochmals vorgelesen hatte, setzte Frau Samakj ihren Namen darunter. „Legen Sie es dort in den Schreibtisch,“ sagte sie, „oder nein, es ist besser Sie bewahren es auf, bei Ihnen ist es am sichersten. Man kann nicht wissen, es giebt böse Menschen. Meine Familie hat ohne Zweifel einen Spion hier.“



Gegen Abend erschien plötzlich Apostol an dem offenen Fenster und gab Dragomira einen Wink. Die Kranke konnte ihn nicht sehen, sie lag mit dem Kopfe gegen das Fenster, und außerdem stand eine spanische Wand zwischen diesem und ihrem Bett.

„Was giebt es?“ fragte sie, als Dragomira sich erhob.

„Nichts, ich will nur frisches Eis holen.“

Sie wartete, bis die Kranke wieder eingeschlummert war, und schlich dann auf den Fußspitzen an das Fenster.

„Wie steht es?“

„Gut.“

„Sie wird also nicht sterben?“

„Der Arzt hat alle Hoffnung, sie zu retten.“

„Hat sie das Testament gemacht?“

„Ja.“

„Zu Gunsten der Brüderschaft?“

„Ja.“

Apostol nickte mit dem Kopfe vor sich hin. Nach einer kleinen Pause sah er Dragomira mit seinen mächtigen, blauen Augen forschend an.

„Deine Aufgabe ist damit noch nicht erfüllt.“

„Ich weiß, ich bleibe hier, bis sie gerettet ist.“



„Es ist wichtiger, ihre Seele zu retten. Hat sie Dir nichts anvertraut?“

„Nein.“

„Du mußt Alles aufbieten, um ihr das Geheimniß zu entreißen, das sie so ängstlich verbirgt, sie hat eine schwere Sünde auf dem Gewissen, forsche sie aus, aber sei vorsichtig. Kranke sind immer mißtrauisch.“

„Und wenn sie gestanden hat?“

„Dann suche sie zu befehren.“

„Ich werde Alles aufbieten, sollte es aber nicht gelingen?“

„Dann sieh' zu, wie Du ihre Seele retten kannst.“

„Du kannst Dich in Allem auf mich verlassen.“

„Ich weiß es, deshalb habe ich Dich gewählt. Gott hat Dich zu Großem ausersehen, sei nur muthig und unbeugsam.“

„So lange mir Gott beisteht, giebt es keine Hindernisse für mich.“

„Leb' wohl.“ Apostol segnete sie und verschwand dann in dem Dunkel der Bäume und Büsche, die hier das Haus umgaben.

Als es dunkel wurde, draußen der Nebel geisterhaft wogte und die bleierne Dämmerung, welche das Gemach füllte, sich zu unheimlichen



Gestalten zusammenballte, wurde die Kranke unruhig.

„Siehst Du — dort,“ rief sie plötzlich, sich im Bette aufrichtend und den mageren Arm ausstreckend.

„Ja — ich sehe,“ sagte Dragomira ruhig.

„Und Dir steigen nicht die Haare zu Berge?“ schrie Frau Samakj auf, „was will er, er spricht zu mir.“ —

„Er fordert Rechenschaft.“

„Und mit Recht, denn ich habe ihm den Tod gegeben, ich war selbstsüchtig, hart, herzlos. Gibt es denn keine Sühne? Kann Gott nicht barmherzig sein?“ Die Kranke rang die Hände und sah Dragomira flehend an.

„Es giebt eine Sühne.“

„Welche?“

„Den Tod.“

„Wenn Gott will, so werde ich sterben.“

„Sie müssen selbst Ihrem Leben ein Ende machen, sich als Opfer auf dem Altar des Herrn darbringen.“

„Ich? — ich selbst? — nein, nein, ich will nicht sterben.“ Die Kranke verfiel neuerdings in wilde Phantasien und wälzte sich stöhnend und bebend auf ihrem Lager. Dragomira hatte



das Lämpchen angebrannt, das hinter dem kleinen Schirm stand, es warf einen zweifelhaften Schein in das Gemach und große leuchtende Ringe an die Decke. Die Gespenster verschwanden, der Mond trat hervor, und vor seinem heiligen Lichte flohen auch die Nebel, welche das Haus wie in Höllendampf eingehüllt hatten. Die Kranke wurde ruhiger.

Es war nahe an Mitternacht, als die alte Dienerin leise hereinkam und Dragomira meldete, ein Herr aus Kiew sei da, der sie zu sprechen wünsche.

Dragomira trat in das Nebenzimmer und fand Sergitsch.

„Es ist besser, wir gehen in den Garten hinaus,“ flüsterte er, scheu um sich blickend, „ich habe Ihnen neue Weisungen zu überbringen.“

Dragomira ging voran, und er folgte. Sie schritten zwischen den fahlen Stachelbeerhecken bis zu der Laube, an deren Zweigen noch einige gelbe Blätter hingen. Dragomira lehnte den Arm auf den nächsten Pflock und sah Sergitsch erwartungsvoll an.

„Haben Sie das Testament?“

„Ja.“

„Geben Sie es mir, hier ist der Befehl Apostol's.“



Dragomira las den Zettel, den ihr Sergitsch eingehändigt hatte, zog das Testament aus der Brust hervor und gab es ihm.

„Hat sie gebeichtet?“

„Nein, aber sie hat in ihren Phantasien von einem Mann gesprochen, dessen Tod sie verschuldete.“

„Es war ihr Gatte, sein Blut kommt über sie.“

„Ich werde versuchen sie zu retten.“

„Sie wird Ihnen Alles versprechen, so lange sie krank ist, und wenn sie genesen ist, das alte Sündenleben beginnen.“

„Was soll ich also thun?“

„Hier ist Arznei für ihre Seele.“

Sergitsch zog vorsichtig ein Fläschchen mit einer braunen Flüssigkeit hervor und gab es Dragomira.

„Was habe ich zu thun?“

„Sie muß sterben.“

„Wann?“

„Diese Nacht. Sind Sie entschlossen?“

„Gottes Wille geschehe.“

---